

„Wege und Ziele der Dialektforschung“ – Die Inauguralrede von Hermann Fischer

Mit einer Einleitung von Lioba Keller-Drescher

Hermann Fischer (1851-1920) wurde 1888 auf den Tübinger Lehrstuhl für germanistische Philologie berufen. Er trat damit die (Nach-)Nachfolge seines akademischen Lehrers Adelbert von Keller (1812-1883) an, dessen Erbe als Bearbeiter des Schwäbischen Wörterbuchs er schon früher angenommen hatte.¹ Mit seiner Antrittsvorlesung „Wege und Ziele der Dialektforschung“, die bis heute zwar nicht unkommentiert², aber unpubliziert geblieben ist, skizzierte er das Programm seiner künftigen Forschungstätigkeit schon weitgehend.

Fischer arbeitete in seiner Rede die Traditionslinien heraus, in die er sich und seinen wissenschaftlichen Ansatz stellte, zugleich grenzte er sich aber von Vorgängern ab, deren Arbeiten er für sachlich ungenügend hielt. In der argumentativen Auseinandersetzung mit den zeitgenössischen Strömungen der Sprachforschung schärfte er sein eigenes Profil. Insbesondere lehnte er die Richtung der „Junggrammatiker“ sowie eine „stammliche“ und synonym dazu „ethnographische“ – gemeint ist eine ethnische – Deutung der Sprachgeschichte ab. Stattdessen plädierte Fischer für eine differenzierte, am empirischen Befund der Gegenwart erarbeitete Sprachwissenschaft. Die Erforschung des „Thatsächlichen“, wie er es nennt, steht im Mittelpunkt seines wissenschaftlichen Programms. Die Aufmerksamkeit für die Geschichtlichkeit der Sprache ist dabei kein Gegensatz zu seiner Gegenwartsorientierung, dennoch lässt er historisierende Deutungen der Sprache, insbesondere der Dialekte, nicht gelten, sondern will umgekehrt die Sprachgeschichte aus dem Gegenwartsbefund erhellen. Skeptisch stand Fischer Ansätzen gegenüber,

¹ Vgl. Lioba Keller-Drescher: Arbeit am Wortschatz. Hermann Fischer und das Schwäbische Wörterbuch. In: Wortschatz. Vom Sammeln und Finden der Wörter (= Katalog der gleichnamigen Ausstellung im Stadtmuseum Tübingen). Tübingen 2008, S.19-27.

² Umfassend kommentiert bei: Arno Ruoff: Hermann Fischer. In: Tübinger Vereinigung für Volkskunde: Zur Geschichte von Volkskunde und Mundartforschung in Württemberg (= Volksleben Bd. 5). Tübingen 1964, S. 171-192.

die analog zum naturwissenschaftlichen Modell seiner Zeit nach Gesetzmäßigkeiten der Sprachentwicklung suchten, die sich zum Beispiel in Lautgesetzen und genau zu ziehenden Sprachgrenzen manifestieren sollten. Zugleich arbeitete er sich aber immer wieder an ihnen ab. Genaue Beobachtung des Tatsächlichen, die er dem entgegenstellte, hieß für ihn eine differenziertere Modellbildung vorzuschlagen, die in eine Geografie der Mundarten nach dem modifizierten Vorbild der Unternehmungen Georg Wenkers³ mündete. Von Johann Andreas Schmeller⁴ adaptierte er dabei die möglichst voraussetzungslose Vorgehensweise, die keine ethnische Einteilung, sondern nur quasi (natur-)räumliche Richtungsbeschreibungen und Aufteilungen der Untersuchungsgebiete anwenden wollte. Er zielte mit seinem Ansatz auf eine solide empirisch erarbeitete Basis, von der aus die anstehenden Fragen der Sprachwissenschaften geklärt werden könnten. Die Herstellung „eines ganz gesicherten Ausgangspunktes“, das Erreichen eines „sicheren archimedischen Punkts“ durch eine breit angelegte Sammlung empirischen Sprachmaterials der zeitgenössischen gesprochenen Sprache ist der Kern von Fischers wissenschaftlichem Programm und letztlich auch sein unschätzbare Beitrag zur Sprachwissenschaft geworden.

Fischer hat seine Antrittsrede seinerzeit nicht veröffentlicht, aber er hat sie später in Teilen wieder benutzt und vor allem seine grundsätzlichen Argumentationen im Feld der dialektologischen Sprachforschung immer wieder aufgenommen, erweitert und ergänzt, vor allem nachdem er die „Geographie der schwäbischen Mundart“ abgeschlossen und die lexikografische Arbeit am „Schwäbischen Wörterbuch“ intensiviert hatte. Fischer war nicht so unumstritten wie sich das heute darstellt, seine Rede zeigt ihn beim Aufbruch ein Klassiker der Dialektologie zu werden, was er zu diesem Zeitpunkt vielleicht hoffte, aber nicht wissen konnte. Es gibt also gute Gründe, diese Rede heute doch noch zu publizieren: Sie ist eine Quelle zur Geschichte der südwestdeutschen Philologie, der südwestdeutschen Dialektologie, die vielleicht letztlich doch

³ Georg Wenker (1852-1911), Sprachwissenschaftler, Begründer des Deutschen Sprachatlas. Mehr zur Bedeutung von Wenker sh. in diesem Band Aufsatz von Renate Schrambke: Sprache und Region: Der Südwestdeutsche Sprachatlas als Forschungsinstrument und Ausgangspunkt für vergleichende Detailstudien.

⁴ Johann Andreas Schmeller (1785-1852), Sprach- und Literaturwissenschaftler, Dialektologe, Autor des Bayerischen Wörterbuchs.

eine „Schule“ in der Erforschung gesprochener Sprache gebildet hat⁵, und zur Vorgeschichte des Faches Volkskunde in Tübingen, das sich aus der Tübinger germani(sti)schen Philologie heraus entwickelt hat.⁶ Sie ist darüber hinaus ein Musterbeispiel für eine klassische (Antritts-)Rede, die noch heute durch Angemessenheit, Einfachheit und Klarheit von Stil und Argumentation besticht.

Anmerkung



Prof. Dr. v. Fischer, Tübingen

1920.

Fischers Inauguralrede befindet sich im Original in der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Tübingen, die dem Abdruck großzügig zugestimmt hat.⁷ Die Transkription wurde von Stefan Buri und Lioba Keller-Drescher übernommen. Dabei wurde versucht, die Handschrift möglichst korrekt aufzunehmen und in der zeitgenössischen Schreibweise wiederzugeben, kleinere Unstimmigkeiten hinsichtlich dieser gehen vermutlich zu unseren Lasten. Fischers am Rand vermerkte Ergänzungen haben wir ebenfalls aufgenommen und stellen sie in Klammern dar. Seine Streichungen haben wir nur an wichtigen Stellen angemerkt, sie ändern am Charakter seiner Argumentation im Wesentlichen nichts.

⁵ Entgegen der Skepsis, die Arno Ruoff dieser Einordnung entgegenbrachte. Vgl. Arno Ruoff: Die Forschungstätigkeit der Württembergischen Schule als Beispiel regionaler Dialektologie. In: Werner Besch/Ulrich Knoop/Wolfgang Putschke/Herbert Wiegand (Hg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Erster Halbband. Berlin, New York 1982, S. 127-144.

⁶ Vgl. Sabine Besenfelder: „Staatnotwendige Wissenschaft“. Die Tübinger Volkskunde in den 1930er und 1940er Jahren. Tübingen 2002, S. 30-40. Ebenso: Ursula Burkhardt: Germanistik in Südwestdeutschland. Tübingen 1976, S. 123-129.

⁷ Wir danken dem ehem. Leiter der Abteilung, Herrn Dr. Gerd Brinkhus, für seine freundliche Unterstützung.

Wege und Ziele der Dialektforschung

Es gibt in allen Teilen der Wissenschaft solche Forschungsgebiete, welche, neben dem Strom der großen Entwicklung des Wißens liegend, von ihm noch wenig berührt werden und eine Art selbständigen Lebens für sich zu führen scheinen, welche aber doch, in fruchtbare Berührung mit der Gesamtforschung gesetzt, wertvolle Früchte zu tragen vermögen. Es sei mir gestattet, Sie zu einem kurzen Gang durch ein solches Gebiet einzuladen, zu dessen Pflege ich durch das Vermächtnis meines verehrten Lehrers Keller [H.F. das Studium unserer schwäb. Mundart] besondere Aufforderung habe.

Die Erforschung der deutschen Mundarten kann in sehr verschiedener Weise betrieben werden und ist in sehr veschiedener Weise betrieben worden. Wir finden sie in älterer Zeit rein und ohne Nebengedanken auf die Erforschung des Thatsächlichen gerichtet; die Wörter oder die Wortformen und Laute einer bestimmten Gegend sollen aufgezeichnet werden. Wir haben schon aus dem 18. Jh. eine [H.F.: sehr] schätzenswerthe Arbeit dieser Art [Original: S. 1]. Ich meine das große bremische Wörterbuch, das die niedersächs. Mundart mit besonderer Rücksicht auf ihre Ausbildung im Bremischen lexikalisch darzustellen unternommen hat und dessen große Bedeutung schon allein dadurch erwiesen werden kann, daß noch vor zwei Jahrzehnten ein Ergänzungsband dazu erschienen ist. [Anm. d. HG.: es folgte ein längere gestrichene Passage über Ritter von Kleins „Provinzialwörterbuch“]

Die folgenden Jahrzehnte waren nicht unfruchtbar an mundartlichen Arbeiten; ehe noch zu einer wissensch. deutschen Grammatik der Grund gelegt war, mußten dieselben, soweit sie länger Geltung beanspruchen konnten, auf das lexikalische Gebiet fallen. Dazu gehören denn auch Arbeiten wie Stalders Versuch eines [S. 2] schweizerischen Idiotikon (1812) und Schmidts lexikalische Arbeiten über den schwäbischen Dialekt (Versuch eines schwäb. Idiot. 1795 u. das nach seinem Tod [H.F.: ein Menschenalter später] herausgegebene schwäb. Wb., das trotz seiner wunderl. Etymologien noch stets wegen seiner aus der Quelle geschöpften Sprachkenntnis ein höchst schätzenswertes Buch ist). Aber erst im dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts sollte die mundartliche Forschung, und zwar mit einemmale um Riesenschritte gefördert werden durch den Mann, welcher jedem Freund des mundartlichen Studiums als ein in seiner Weise unübertroffenes Vorbild, jedem Kenner der germanistischen Litteratur überhaupt als eine Gelehrtennatur von seltener

Consistenz, Lauterkeit und Unermüdlichkeit, zugleich als ein Mensch von liebenswürdigster Gemütsart und einer [H.F.: ganz spezifisch] deutschen Mischung der Temperamente Gegenstand hoher Bewunderung sein muß. Ich meine Johann Andreas Schmeller⁸, dessen Centenarfest nicht umsonst mit u. neben denen der Brüder Grimm u. Uhlands gefeiert worden ist. Neben ihnen ist er vielleicht die gewinnendste unter den herzugewinnenden Gestalten der Gründer der deutschen Sprach- und Alterthumswissenschaft; jeder Zug in seinem Wesen [S. 3] ist gut, edel, und was den Probestein dafür bildet, natürlich. Wenn man nach den großen Bahnbrechern unserer Wissenschaft fragt, nach denen, die einer neuen Methode ihren Namen gegeben haben, so nennt man etwa J. Grimm u. Bachmann; neben ihnen redet dann man auch von Schmeller, von dem das horazische *qui nil molitur inepte* gesagt werden kann und der in umfassender, ja erstaunlicher Weite des Blicks und der geistigen Interessen eben so groß ist wie in pünktlicher Ausarbeitung des Einzelnen. Auf dem Gebiete der mundartlichen Forschung hat man über Schmeller noch ein ganz anderes Urtheil zu fällen. Hier darf er ohne Einschränkung der größte genannt werden, den wir [H.F.: Deutsche] aufzuweisen haben, derjenige, auf dessen Forschungsweise wir wider zurückzugreifen haben, freilich, um sie zugleich zum Ausgangs- [S. 4] punkt für weiteres Vordringen zu nehmen – denn keine wissenschaftliche Erscheinung u. Methode darf schablonenmäßiges Vorbild bleiben. Schmeller war durch Geburt und Jugendeindrücke dazu vorherbestimmt, die Erforschung des Volksthümlichen zu seiner Lebensaufgabe zu machen; merkwürdige Irrfahrten haben den mittellosen jungen Mann weit herum geführt; sie haben geholfen, ihm die Universalität seiner Geistesbildung zu erwerben, aber er ist von allen fremdartigen Beschäftigungen immer wider zu der Erforschung der Sprache seines Heimatlandes zurückgekehrt. Die Geschichte seines Lebenswerkes läßt sich aus diesem selbst kaum ahnen. In einer Zeit, die für solche Arbeiten nicht viel mehr als eine Spanne genannt werden kann, hat Schmeller seine zwei großen Werke über die Dialekte Baierns geschaffen; aber wenn wir die Briefe und Urkunden lesen, welche neuerdings über die Geschichte jenes großen Unternehmens veröffentlicht worden sind, so stellt sich uns ein bitterer Kampf mit dem Leben, mit der äußeren Noth u. mit der Interesselosigkeit derjenigen vor Augen, deren Aufgabe die [S. 5] Förderung jener Arbeiten gewesen wäre. Unter den herbsten Entbehrungen und erst spät auch mit äußerer

⁸ Johann Andreas Schmeller 1785-1852.

Unterstützung sind diese Werke, der Stolz Baierns, geschaffen worden, die so ganz den Eindruck machen, als ob sie von einem Mann im Vollbesitz der förderlichsten Muße geschaffen wären. Zuerst erschien 1821 das Werk über „die Mundarten des KR. Bayern“. Es war zu einer Zeit, als die genauere Erforschung deutscher Sprache noch in ihrer Kindheit war; nur der erste [H.F.: später umgearbeitete] Band von Grimms Grammatik war erschienen. So spürt man die Kindheit der Kenntnisse jener Zeit wohl noch heraus; aber erfreulich und bewunderungswürdig ist es gerade nachzuweisen, wie Schmeller aus dieser Kindheit heraus ein Werk voll männlicher Reife geschaffen hat. Ohne viel bedeutende Vorstudien anderer ist in den meisten Fällen gleich das Richtige getroffen. Gerade die Voraussetzungslosigkeit des Werkes ist seine Tugend und hat den Verfaßer, unbeirrt von vorgefaßten ethnographischen Anschauungen, die richtige Methode finden und verfolgen laßen. Schmeller operiert mit rein geographischen Begriffen: östlich, westlich des [S. 6] Lechs, nicht bairisch oder schwäbisch; alles, was durch einen vorgefaßten Begriff das reine Resultat beinträchtigen könnte, ist fortgeblieben. – Sieben Jahre nach dieser grammatischen Darstellung erschien der erste Band des weit berühmter gewordenen bairischen Wörterbuchs, das neun Jahre später in vier Bänden vollendet war; lang nach Schmellers Tod ist in den siebziger Jahren eine neue Ausgabe durch Karl Frommann⁹ besorgt worden. Dieses Fundamentalwerk bedarf meines Lobes nicht; gleich bei seinem Erscheinen hat J. Grimm die wärmste Anerkennung für dasselbe ausgesprochen. Ein unvergleichlicher Reichthum ist hier ausgebreitet, und in einer Form, welche das Studium des Werkes nicht bloß lehrreich, sondern auch angenehm macht. Der Sprachforscher u. der Freund volkstümlicher Kulturgeschichte mögen etwa gleichen Nutzen daraus ziehen; und ein Gefühl des Behagens, der innigen Befriedigung an stiller Arbeit, die aus kleinsten Steinchen mächtige Werke zusammensetzt, u. von überallher etwas Passendes zu finden weiß, weht jeden Leser aus dem Werke an. Schmellers Wörterbuch war die erste größere lexikalische Arbeit, welche auf dem Boden der germanist. Forschung unseres Jahrh. ruhte. Es ist ihr lang keine zweite mehr [S. 7] gefolgt. Erst vor wenigen Jahren hat sich ihr in dem großartig angelegten Schweizerischen Idiotikon eine solche zur Seite gestellt, bis zu deren Vollendung freilich noch manches Jahr ablaufen wird. In der Schweiz ist immer eine besondere Rührigkeit in der Erforschung der Heimatsprache gewesen, welche

⁹ Georg Karl Frommann 1814-1887.

dort noch mehr als anderswo auch eine patriotische Bedeutung hat. So sind auch neuerdings auf jenem Boden vortreffliche Specialarbeiten ge-
diehen; ich nenne außer den Studien des würdigen Fr. Straub, nur das
Buch von Winteler¹⁰ über die Kerenzer Mundart¹¹, weil derselbe zum
erstenmal das Studium der Phonetik in die Dialektkunde eingeführt und
nicht nur diese aus jener, sondern auch jene aus dieser um einige funda-
mentale Sätze u. Begriffe bereichert hat.

Im Jahre 1854 wurde für die Erforschung der deutschen Dialekte
eine eigene Zeitschrift gegründet, „Die deutschen Mundarten“, welche,
nach einem sehr dilettantischen Anfang, von Karl Frommann in wissen-
schaftlicherer Weise fortgeführt wurde und es bis 1859 auf sechs statt-
liche Bände gebracht hat. Neben manchem Werthlosen, wie es solche
Organe vielfach mitführen, hat diese [S. 8] Zeitschrift diesen und jenen
bedeutenderen Aufsatz gebracht; aber immer oder doch zumeist sind
es nur „Beiträge“ gewesen, so recht aus dem Vollen gearbeitet ist fast
nie. Entschieden viel bedeutender und in manchem vollkommen auf der
Höhe der modernen Sprachforschung war der siebente Band, der nach
langer Pause 1877 erschien und eine neue Reihe einleiten sollte; er ist
aber der letzte geblieben.

So verschieden untereinander an Charakter und an Werth die bis-
her genannten Werke sind, sie haben eines gemein. Es ist ihnen durch-
aus die Darstellung des Thatsächlichen der leitende Gesichtspunkt. Das
Thatsächliche ist allerdings nicht bloß das gegenwärtig Thatsächliche,
der jetzige Dialekt, sondern es sind auch die älteren Erscheinungswei-
sen desselben, soweit sie mit der heutigen zusammenstimmen. So ist in
Schmellers grammatischem Werk beständiger Bezug auf ältere Formen
genommen, und sein Wörterbuch ist unendlich reich an Citaten aus alt-
bairischen Sprachquellen. Eines aber ist nirgends gegeben oder auch nur
angestrebt worden: ein System der verschiedenen Erscheinungen, eine
Geschichte der einzelnen Mundarten. Wie wenig Schmeller darauf aus
war, läßt sich schon daraus ersehen, [S. 9] daß er in beiden Werken das
ganze Königreich Bayern behandelt hat, also nicht nur die verschiedenen
Mundarten des Hauptlandes, die doch durch grenznachbarliche Über-
gänge mit einander verbunden sind, sondern auch die der Rheinpfalz,
die davon durch einen breiten Raum geschieden ist. In jener Beschrän-

¹⁰ Jost Winteler 1846-1929.

¹¹ Jost Winteler: Die Kerenzer Mundart des Kanton Glarus in ihren Grundzügen darge-
stellt. Leipzig, Winter 1876.

kung auf die Verzeichnung des Thatsächlichen liegt seine selbstgewollte Beschränkung, aber auch seine Stärke und die Unanfechtbarkeit seiner Stellung.

Man konnte bei dieser Registrierung des Thatsächlichen nicht stehen bleiben. Inzwischen war Grimms Grammatik u. nach u. neben ihr so manches bedeutsame Werk erschienen, das [H.F. :auf] die Geschichte der deutschen Sprache und [H.F.: auf] das Verhältnis der einzelnen Sprachgruppen in den altdeutschen Denkmälern ein Licht warf. Das mußte Lust zu dem Versuche machen, die einzelnen deutschen Mundarten historisch darzustellen, bei jeder einzelnen Laut- oder Formerscheinung eine Geschichte derselben von den ältesten Zeiten bis auf den lebenden Dialekt herab zu geben. Es ist das große Verdienst von Karl Weinhold¹² in seiner „Grammatik der deutschen Mundarten“ diesen Versuch [S 10] für das alemannische und für das bairische Gebiet (1863 u. 1867) gemacht zu haben; eine Art von Fortsetzung hat er nach zehn Jahren in seiner Mittelhochdeutschen Grammatik gegeben, welche die Formen der mitteldeutschen Sprachquellen in besonderer Ausführlichkeit enthält. Die Stärke dieser Darstellungen, die zu den unentbehrlichen Rathgebern des deutschen Sprachforschers gehören, liegt in der auf genauestem Studium beruhenden Kenntnis der alten Sprachdenkmäler; die modernen Mundarten sind mehr nebenbei herangezogen. Der Ausgangspunkt, vom ältesten bis zum neuesten fortzuschreiten, scheint zunächst der einzig richtige zu sein; ob er es ist, werden wir sehen.

Ein Mangel aber scheint nur zu sein, daß der Begriff und die Abgrenzung der Mundart im Voraus schon angenommen ist, anstatt aus der Betrachtung der einzelnen Erscheinungen gefolgert zu sein; und es ist ein um so größerer Mangel, als die Abgrenzung nach den jetzigen dialektischen Unterschieden vorgenommen ist, die Einzeldarstellung aber immer vom Älteren ausgeht. Es ist daher kein [S. 11] Wunder, wenn die Kenntnis des Sprachstandes der alten Denkmäler durch diese Werke unendlich viel, das historische Verständnis der lebenden Mundarten unendlich weniger gewonnen hat.[Anm. d. Hg.: längere gestrichene Passage über Anton Birlingers¹³ präsumptives Vorgehen]

In allen diesen Werken war der Unterschied zwischen Dialekt und Schriftsprache vorausgesetzt und nicht weiter erörtert worden. Es galt für natürlich, daß beide in einem beständigen Verhältnis zu einander ste-

¹² Karl Weinhold 1823-1901.

¹³ Anton Birlinger 1834-1891.

hen, ohne identisch zu sein. Hermann Paul¹⁴ hat mit seinem Schriftchen „Gab es eine mhd. Schriftsprache?“ (1873) ein neues Ferment hereingeworfen. Vor ihm hatte Franz Pfeiffer¹⁵, aber nur in leichten, polemisch hingeworfenen Andeutungen die früher allgemeine Ansicht zu erschüttern versucht. Diese war dahin gegangen, daß in der ahd. Zeit die Mundarten, in der Blütezeit der mhd. Dichtung aber eine Schriftsprache, nur nicht von der ganz strengen Ausbildung unserer modernen, geherrscht hätte und daß erst nach dem Verblühen jener Dichtung die Dialekte sich wieder hervorgewagt hätten, bis endlich nach längerem Kampfe die auf mitteldeutscher Grundlage ruhende Sprache Luthers den Sieg davontrug. Paul behauptete dagegen: Im Ahd. sind die Dialekte noch wenig von einander entfernt, im Mhd. sind sie es schon mehr, im Nhd. noch mehr; was aber die mhd. Dichter schrieben, war nicht eine Schriftsprache, die gab es noch gar nicht, sondern die heimatliche Mundart eines Jeden von ihnen. Wenn es auf den ersten Blick anders erscheint, so sind daran die Herausgeber schuld, welche die Texte schablonenhaft nach modernen Begriffen von einer Schriftsprache normalisiert haben. Pauls Behauptung hat nicht verfehlt, Widerspruch wachzurufen; in ihrer schärfsten Form hat sie vielleicht kaum Einen überzeugt [H.F.: Man hat ganz richtig daran erinnert, daß gerade die kunstvollen Dichter des MA. gar keinen Anhaltspunkt für ihre Heimat bieten. Je kunstloser einer ist um so mehr] [S. 12]. Man hat in schwäbischen Urkunden des MA. manche Formen gefunden, welche die mhd. Dichter nicht gebrauchen; man hat auf den Dial hingewiesen, den, wie das Gotische, so auch noch der jetzige bairische Dialekt besitzt und von dem die mhd. [H.F.: Litteratur] denkmäler keine Spur zeigen [H.F.: wohl aber die Urkunden]; auch schon in der ahd. Zeit findet man, wie Müllenhoff nachgewiesen hat, diese u. jene Anzeichen, daß das geschriebene Wort nicht völlig mit dem gesprochenen übereinstimmt. Die Schrift kann hinter der sich fortbildenden Sprache zurückbleiben [H.F.: oder auch einzelnen Mundarten voraneilen, auf Grund einer im andern schon vor sich gegangenen Umbildung]. Das Wesen der Schrift muß es von selbst mit sich bringen, daß, wo sie auch nur kurze Zeit auf eine Sprache angewandt wird, sie eine abstrakt regulierende Wirkung hat sozus. eine Art von Durchschnitt herstellt], daß sie kleine Variationen mit einem u. demselben Zeichen belegt, daß sie die einmal conventionell gewordene Lautbezeichnung nicht gerne

¹⁴ Hermann Paul 1846-1921.

¹⁵ Franz Pfeiffer 1815-1868.

aufgibt u. nur dann, wenn dadurch Verständlichkeit in noch weiteren [S. 14] Kreisen erzielt werden kann. Wißen wir doch von der lat. Schriftsprache, daß sie manche Formen verewigt hat, die schon zur ciceronianischen Zeit volksthümlich nicht mehr üblich waren. Pauls These ruht auf einer nicht zutreffenden Grundanschauung; aber sie hat nicht nur das Gute gehabt, die ganze Frage wider in Fluß zu bringen, sondern auch die früheren Ansichten von der Entstehungsweise einer mhd. Schriftsprache zurückgewiesen zu haben. Eine solche hat unsern alten Dichtern vorgeschwebt, sie haben das Ideal der selben bald mehr, bald minder erreicht; aber wenn man früher von dem großen Einfluß der Höfe auf die Bildung dieser Sprache redete, so ist dieser, u. namentlich der Einfluß des hohenstauf. Hofes, von Paul mit Recht zurückgewiesen worden. Mag auch der persönliche Verkehr von Männern u. Dichtern verschiedener Gegenden das Seinige zur Bildung gemeinsamer Sprachformen beigetragen haben: das π \times \times \times \times \times \times \times \times \times in der Bildung einer Schriftsprache ist stets die Schrift. Auch unsere nhd. Schriftsprache existiert ja nur in der Schrift als völlige Einheit, ausgesprochen wird sie gar verschieden – [S. 15] es genügt, daß die Verschiedenheit der Aussprache an der Schrift eine gewisse Grenze finde, welche das gegenseitige Verstehen verbürgt. Die Frage nun, welcher Art überhaupt u. im einzelnen Falle das Verhältnis der historisch vorliegenden geschriebenen Sprache zu den Mundarten u. diese unter einander sei, ist eine höchst verwickelte, zu deren Beantwortung erst Anläufe, wenngleich sehr schöne, genommen worden sind. Ein Blick in das fleißige Werk von Adolf Socin¹⁶ „Schriftsprache u. Dialekte im Deutschen“ kann lehren, daß wir hier noch im Anfang unseres Wißens stehen, aber auch, daß wir von der Betrachtung der schon so unendlich oft besprochenen alten Denkmäler aus nie sehr viel weiter kommen werden.

Die Frage nach dem Verhältnis zwischen den einzelnen Dialekten ist aber seit etlichen Jahren noch in eine ganz neue Beleuchtung gerückt worden. Seit Johannes Schmidts kurzem, aber inhaltsschwerem Buch „über die Verwandtschaftsverhältnisse der indog. Sprachen“ ist die alte Lehre von einem solchen Verhältnisse zwischen [S. 16] sich nahestehenden Sprachen, das man in Form eines Stammbaums darstellen könnte, sehr bedeutend erschüttert. Bedeutende Forscher neigen – u. ich sehe keinen anderen Weg- vielmehr zu der Annahme, daß bei ruhigem oder doch ehem. ruhigem Nebeneinanderwohnen der verschiedenen Volks-

¹⁶ Adolf Socin 1859-1904.

theile sich bald früher bald später, bald da bald dort eine bestimmte Sprachneuerung entwickelt u. sich von ihrem Entstehungscentrum aus weiter verbreitet habe, bis irgendwelche Ursachen ihrer schrankenlosen Verbreitung bald nach kürzerer bald nach längerer Bahn Halt geboten. Die Dialektkunde hat diese Auffassung durch manche Erscheinungen und Erfahrungen im Einzelnen bestätigen können. Es haben überall die einander näher liegenden Gegenden eine näher verwandte Mundart, der Dialekt jedes Gebietes setzt sich aus einer Menge verschiedener Erscheinungen zusammen, die in den einzelnen Nachbargebieten auch wider, nur nicht in ihrer Gesamtheit widerkehren, wie wenn [S. 17] ich die 6 Regenbogenfarben als Kreissectoren um einander anordne: ich kann Roth-Orange, Gelb-Grün, Blau-Violett, aber ich kann auch Violett-Roth, Orange-Gelb, Grün-Blau zusammennehmen, oder ich kann statt drei Dyaden zwei Triaden bilden: Violett-Roth-Orange gegen Gelb-Grün-Blau, Roth-Orang-Gelb gegen Grün-Blau-Violett usw. mit allen Möglichkeiten der Combinationsrechnung. Es ergibt sich zunächst nirgends das, was der Naturforscher eine gut charakterisierte Species nennt, sondern eine zusammenhängende Reihe von Varietäten. Es läßt sich ferner wenigstens in einem Punkte schon jetzt historisch wahrnehmen, wie eine bestimmte Sprachneuerung sich nach verschiedenen Seiten ausgedehnt u. endlich auf allen Punkten wieder Halt gemacht hat. Von Österreich u. Baiern haben sich die Diphtonge ei, au, eu nach allen Seiten hin, soweit deutsche Gegenden angrenzten, ausgedehnt, aber auch überall nach einer nach Jhd. zählenden Periode ihrer Verbreitung wieder halt gemacht; sie haben im N. das Thüringische, im W. u. SW. den Bodensee u. Schwarzwald nicht [H.F.: wenigstens nicht allgemein] überschritten; warum? was sagt uns das? wenn die Verbreitung nach der Schweiz durch politische Trennung gehemmt sein mochte, warum ist das obere Iller- und Lechthal, warum sind die W. Schwarzwaldthäler nicht ergriffen worden? Ja, es liegt ganz wunderlich so, daß die Schweiz wenigstens in gewissen Erscheinungen ergriffen wurde, jene anderen Gegenden gar nicht. Man kommt dieser Thatsache gegenüber mit keinen ethnogr. u. polit. Gründen zurecht, man muß sie einfach constatieren, ohne sie erklären zu wollen.

Man könnte demgegenüber einwenden, daß in älterer Zeit reinere Verhältnisse vorhanden gewesen sein könnten, die nur mit der Zeit [H.F.: getrübt worden wären, indem sich] durch langes Nebeneinanderwohnen ursprünglich ganz getrennter Sprachstämme jene successiven Übergänge herausgebildet hätten. Wir finden in der That, wenn wir äl-

tere Sprachperioden ins Auge faßen, manchmal wesentlich andere Unterscheidungsmerkmale zwischen den Mundarten als die jetzt vorhandenen, und es hat das einen hochverdienten Forscher (L. Tobler) zu der Behauptung [S. 18] getrieben: die heutigen deutschen Mundarten hätten sich erst etwa vom 14.-17. Jh. gebildet. Haben wir ein Mittel, uns darüber vollkommene Klarheit zu verschaffen? Denn es ist nicht zu leugnen, daß wir neben solchen Verschiedenheiten doch auch einzelne Erscheinungen finden, die eine jetzige Mundart charakterisieren u. die wir als charakteristisches unterscheidend. Merkmal bis in das frühe MA. zurück verfolgen können.

An welchem der beiden Enden werden wir nun mit unserer Untersuchung anzusetzen haben? Bei den ältesten Sprachdenkmälern oder bei den jetzigen Mundarten? Man hat bisher meist das erste gethan. Man hat die ältesten Sprachdenkmäler unseres Volkes in kritisch gereinigten Ausgaben uns näher gebracht, die dialektischen Eigenthümlichkeiten derselben untersucht – und diese Untersuchung hat zum Theil schöne Früchte getragen. Aber gestehen wir es: Wenn wir eine der vorzüglichen Leistungen vor uns nehmen, [S. 20] welche auf dem Gebiete der ältesten deutschen Grammatik erschienen sind, es ist doch ein unendliches Chaos von Lautbezeichnungen u. Abweichungen; immer haben wir Ausnahmen von der Regel zu verzeichnen, immer auf mangelhafte, tastende Versuche der Schreiber hinzuweisen, welche, wenigstens in ahd. Zeit, sonst nur gewohnt waren lateinisch zu schreiben u. nun den deutschen Idiomen oft rathlos gegenüberstanden u. so in der Bezeichnung der Laute mannigfach geschwankt haben, ohne daß wir uns immer rühmen dürften, „den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht“ gefunden zu haben. In der That geben uns die alten Sprachdenkmäler zu wenig vollkommen feste Punkte zum Stehen. Diese Denkmäler sind nicht nur in ältester u. älterer Zeit zu spärlich, nicht nur muß bei ihnen reine Mundart u. Streben zur Schriftsprache erst auseinandergehalten werden; ein noch größerer Übelstand ist, daß Zeit und Ort derselben sich nur selten so genau bestimmen lassen, wie wir's für unsere Untersuchungen brauchen.

Ist es deshalb nicht gerathener, die Sache am anderen Ende anzufaßen? Sollte man nicht fürs erste über den Bestand, die Unterschiede und die Grenzen der lebenden deutschen Mundarten ins Reine zu kommen suchen, wozu früher nur schwache Anläufe und wenig exakte Versuche gemacht worden sind? Von da aus könnte man ja dann rückwärts zu gehen versuchen – und man kann es, denn es zieht sich von unserer

Zeit bis ins 14. Jh. zurück eine Kette von urkundlichen u. a. Sprachdenkmälern, in der alle bedeutenderen u. sehr viele kleinere Orte von Jahr [S. 21] zu Jahr vertreten sind.

Das erste also wäre eine möglichst geordnete u. vollständig Erkundung und Darstellung des jetzigen Bestandes. Wir hätten damit den Vortheil eines ganz gesicherten Ausgangspunktes. Wir hätten die Möglichkeit, uns jede Localmundart von Kennern schildern zu laßen, sie an Ort und Stelle zu vergleichen, die feinsten Färbungen der Aussprache zu prüfen; kurz wir hätten einen sicheren archimedischen Punkt. Mit diesem Verfahren wären wir zu der Behandlungsweise Schmellers zurückgekehrt, aber wir werden sie in gewissen Beziehungen modificieren. Wir werden wie er vom gegenwärtigen u. von einer rein lokalen Betrachtungsweise, ohne ethnographische Benennungen, ausgehen; aber wir werden nicht nur dieses u. jenes berücksichtigen, was die moderne Sprachwissenschaft uns gelehrt hat, Laute und Formen zum Theil schärfer faßen u. benennen; wir werden auch vor Allem die Verbreitung der einzelnen Erscheinungen von Ort zu Ort zu verfolgen suchen, denn nur ganz haarscharf gezogene Grenzen können uns ganz gute Resultate geben.

Es ist vor ein paar Jahren ein höchst bedeutsamer Versuch gemacht worden, diese Forderung zu erfüllen, [H.F.: in welcher mir das Hauptprogramm für unsere künftige Dialektforschung zu liegen scheint]. Ich meine den [S. 22] „Sprach-Atlas von Nord- und Mitteldeutschland“ von G. Wenker¹⁷, von welchem 1881 eine erste Lieferung erschienen ist, [H.F.: begründet auf die Antworten, welche der Verf. auf einen von ihm versandten Fragebogen erhalten hat] das Werk ist seither verlaßen worden, um in etwas anderer Ausführung und mit Erstreckung über ganz Deutschland wider aufgenommen zu werden. Wenn wir nun die Linien auf den erschienenen Blättern betrachten, so fällt sofort auf, wie sie kreuz u. quer und ohne ein erkennbares Gesetz durch einander laufen. Sie scheinen somit die Ansicht zu bestätigen, daß wir ein regelloses Nebeneinander von immer neu wechselnden Einzelmerkmalen vor uns haben, daß wir nirgends unsern Stab einsetzen können u. sagen: hier ist die Grenze zweier reinlich geschiedenen Mundarten. Dieses Resultat auf ganz Deutschland auszudehnen, wäre aber vorschnell. Die erschienene Lieferung, welche den SW. von N. u. W. Deutschland enthält und im SO bis in die Gegend von Heilbronn reicht, enthält das Gebiet derjenigen

¹⁷ Georg Wenker 1852-1911.

Mundarten, die man nach unserer historischen Kenntnis von der allmählichen Ausdehnung der Franken die fränkischen heißt. Hier waren keine streng gesonderten Sprachcharaktere zu erwarten; vielleicht wird sich in Oberdeutschland etwas anders zeigen. Eines aber hat Wenker jedenfalls bewiesen: [S. 23] die Grenzen zwischen 2 versch. Erscheinungen desselben Lautes sind scharf bestimmbar, es ist wenigstens nur selten der Fall, daß für einen Laut oder ein Wort an dem nemlichen Orte mehrere Formen existieren. Eigene Nachforschungen aufgrund von älteren Aufsätzen u. auf Grund eigens versandter Fragebogen haben mich für das schwäbische Gebiet u. die ihm zunächst nach allen Seiten angrenzenden von der Richtigkeit des letzten Satzes überzeugt, während es mit der ersteren Behauptung Wenkers wenigstens nicht völlig ebenso steht.

Wenker und ich haben, obwohl nach verschiedenem Plane, eine Anzahl von Wörtern zu Grund gelegt, an denen sich gewisse Lauterscheidungen manifestieren können, die wir für wichtig hielten; dazu noch Formen der Ortsnamen, der Personalpronomina u. ä.; aber mit kleinen Ausnahmen, zu denen ich durch mir unwahrscheinliche Behauptungen anderer veranlaßt wurde, haben wir auf das lexikalische Gebiet uns nicht eingelassen.

War nun das richtig? Tobler hat in seiner geistreichen Abhandlung „über die lexikalischen Unterschiede der deutschen Dialekte“ (1887) dagegen polemisiert, hat den Tadel ausgesprochen, daß [S. 24] „schablonenmäßige Darstellung mundartlicher Lautbezeichnung als höchstes Ziel der Sprachforschung gelte“, [H.F.: (sie ist uns in Wahrheit bloß Mittel zum Zwecke!)] u. eine lexikalische Statistik der Dialekte vorgeschlagen. Ich bin gewiß der Letzte, den Werth einer solchen zu niedrig anzuschlagen; gäbe sie doch den Maßstab nicht nur für die Form (wie die Lautlehre), sondern auch für den geistigen Gehalt einer Sprache ab. Aber – eine solche lexikalische Statistik ist jetzt noch nicht möglich u. wird auch späterhin nicht in der Exaktheit möglich sein, bis zu der sich unsere Lautstatistik treiben läßt. Wir haben noch lange nicht für jede deutsche Mundart ein gutes Wörterbuch; wäre das der Fall, so würde das Entstehen vergleichender Dialektwörterbücher gewiss nicht ausbleiben. Vorerst ginge es ja nun an, ein vhm.[?] beschränktes Wörterbuch mit einer Anzahl wichtiger Wörter anzulegen und es einer Auswahl kundiger Männer mit der Bitte um Constatierung des Vorhandenseins oder Fehlens eines jeden Ausdrucks in ihrer Mundart zuzuschicken.

Aber was man damit, mag auch sehr vieles Schönes sich ergeben, nie erreichen wird, das sind genaue [H.F.: locale] Grenzen des Vorkom-

mens u. Fehlens. Denn unter den Geistlichen oder Lehrern der vielleicht 100000 [S. 25] Ortschaften des deutschen Sprachgebiets werden keine 10000 sein, welche diese Fragen mit voller Sicherheit beantworten könnten; die Existenz eines Wortes zu kennen ist sehr leicht, das Fehlen – sehr schwer.

Was an kulturhist. Material herauskäme, wissen wir noch nicht; es kann über und unter der Erwartung sein. Das Vorkommen von Wörtern, das Aufkommen von neuen u. das Aussterben von alten ist doch sehr vielfach Sache des Zufalls; ein zugereister Mann von Einfluß kann an einem Orte neue Wörter aufbringen, aber nicht ein neues Laut- und Formensystem.

Zählen wir dagegen eine Anzahl allgemein und häufig gebrauchter Wörter auf, welche zur Illustration bestimmter formaler Erscheinungen ausgewählt sind, so werden wir, wenn auch nicht alle Antworten u. wenn manche falsche einlaufen (die sich durch die andern corrigieren), doch im Ganzen zusammenhängende u. genaue Resultate bekommen; Wenkers Erfolge lehren das, und ich selbst kann meinen bisher gewonnen dasselbe nachsagen.

Aber was thun wir mit den zunächst ganz atomistischen Sprachkarten? Ist es nicht sehr gleichgiltig, bis wohin eine Form u. bis wohin die andere reicht? Hat das geistige [S. 26] Leben unseres Volkes damit irgend etwas zu thun? In diese Richtung geht auch unsere Arbeit nicht; sie soll ein Mittel der deutschen Ethnographie u. Sprachgeschichte sein.

Wen, der sich mit der Vorgeschichte unseres Volkes beschäftigt, haben nicht Begriff, Namen und Ausdehnung der einzelnen deutschen Stämme schon in Verzweiflung gebracht? Es läßt sich ja sehr schön und geistreich mit ihnen hantiren; aber wenn man die Sache genauer fassen will, so entwischt sie einem aus der Hand. Der wichtigste aller Theile des deutschen Volkes, der die deutsche Geschichte recht eigentlich gemacht hat, die Franken, tritt in sprachlicher Hinsicht nirgends als eine geschlossene Einheit vor uns. Und auch bei den oberdeutschen Stämmen, die doch als festere Einheiten erscheinen, setzt uns die Betrachtung des Einzelnen immer wieder in Verlegenheit. Können wir vielleicht von dem Ausgangspunkt aus, den ich vorhin [S. 27] genannt habe, der Lösung des Räthsels näher kommen? Man sage nicht die lebenden deutschen Mundarten seien jetzt schon zur Genüge bekannt; sie sind es zumeist nur in sehr oberflächlicher und dilettantischer Weise; [H.F.: Man ist nur zu gewöhnt mit der Erklärung bei der Hand ehe das Factum sicher steht]. Nur jene Aufsuchung der genauen Grenzen jeder einzelnen

Lauterscheinung kann zum Ziel führen. Sie kann, sie muß nicht; aber versucht muß sie werden, und ich sehe wenigstens an einzelnen Punkten ein brauchbares Ergebnis aus der Ferne winken.

Zunächst finden wir allerdings, wie Wenker, nur regellose Aneinanderreihung. Erscheinungen, die wir für eigenthümlich schwäbisch hielten, reichen bis an die Isar, bis an die mittlere Tauber. Wir alle kennen den eigentl. bairischen Dialekt, etwa in Ober- und Niederbayern, von den österr. Landen abgesehen; aber er hat gar vieles mit dem benachbarten ostfränk. u. den oberpfälz. gemeinsam; ja dieser oberpfälz. ist noch eine ganz besondere crux für die, welche auf reinliche Sonderung der Sprachverwandtschaften ausgehen. Dem bair. in sehr vielen, wohl den meisten Dingen unmittelbar nahestehend, [S. 28] hat er einzelne Erscheinungen, die zum N. angrenzenden Thüringischen stammen, das sonst als toto coelo verschieden gilt. Der östliche Theil von Ostfranken, das Bamberger u. Nürnberger Gebiet, hat viel gemein mit dem oberpfälz., bair., der westl., das Würzburgische, Aschaffenburgische u. Hohenlohische viel mit dem Pfälz. einer – u. dem Ostschwäbischen andererseits. Kurz, eine Mundart steht immer in einem Zusammenhang mit den geogr. benachbarten.

Wir können aber unsere Sprachkarten, die bis jetzt lauter einzelne Grenzen aufzuweisen haben, combinieren, sie unter einander zur Deutung bringen u. sehen, ob nicht gewisse Linien sich decken; wir können natürlich alte u. neue polit. u. kirchl. Grenzen hinzunehmen u. denselben Versuch machen. Manche Spracherscheinungen u. -veränderungen stehen doch sicher untereinander in Causalverbindung; was sagen uns unsere Karten darüber? Betrachten wir das Vocalsystem unseres schwäb. Dialekts, das im Ganzen gut u. consequent entwickelt ist, so finden wir, wenn wir [S: 29] von S. u. SW. nach N. u. NO. gehen, an die Stelle in der S. Baar, am Bodensee, im obersten Allgäu noch herrschenden alten Längen \hat{i} , \hat{u} , $\hat{ü}$ ((ü)) Diphthongen treten: εi , εu , $\varepsilon ü$. Beide sind verbunden, bzw. getrennt, durch ein bald schmäleres, bald breiteres Band, auf welchem Übergangsformen verschiedener Art sich finden, ein Übergangsgebiet, das in gewissen Beziehungen erst eine Stunde SW. von hier seine Grenze hat. Nun wissen wir, wie schon erwähnt, daß jene Diphthonge von O. u. NO. her allmählich vorgerückt sind, daß also die jetzt vorhandenen Grenzen und Übergangsverhältnisse nicht über ein gewisses Alter, etwa über das 15. Jh. zurückgehen können; sie sind im Lauf der Zeit geworden, u. daß der Übergang nicht überall in den gleichen Formen verläuft, ist auch ganz natürlich; er ist ja in jeder Ge-

gend für sich erfolgt. Nun verstehen wir auch, warum der Übergang hier in (cum grano salis!) concentrischen Bögen verläuft, mit der concaven Seite nach NO. Vergleichen wir mit den genannten Grenzlinien die älteren u. neueren Territorialgrenzen irgend welcher Art, [H.F.: Herzogthums-, Gau-, Diöcesen-, Confess. grenzen] so fallen diese mit jenen nirgends, höchstens einmal auf kleinen Strecken, zusammen. Was folgt aus dem allem? Jener Unterschied [S. 30] zwischen Diphthongen u. einfachen Längen wurde immer als der Hauptunterschied zwischen Schwaben u. Alemannen angesehen (ich kann beifügen, daß ein paar andere, kleinere Unterschiede noch weniger Stich halten): ist er kein ursprünglicher, so giebt es auch zwischen Schw. u. Al. [H.F.: sprachlich] keinen generischen Unterschied. Wenn nun dazu noch die hist. Forschung sagt: auch die hist. Quellen machen wahrscheinl., daß Schw. u. Al. nicht verschieden sind, so hätten wir, indem wir von der atomist., lokalen Betrachtung des lebenden Dial. ausgingen, eines der umstrittensten Probleme der deutschen Volksgeschichte seiner Lösung entgegengeführt.

Indessen findet dieses Verhältnis doch nicht überall statt, daß wir an Stellen jetziger Verschiedenheit ursprüngliche Einheit anzunehmen haben. Es kommt vor, daß eine jetzige sprachliche Grenze mit einer älteren Territorialgrenze zusammenfällt oder daß auch mehrere Grenzen moderner Spracherscheinungen unter sich zusammenfallen. Nehmen wir die nhd. Längen ê, ô, oe, so sind sie im südlichen Oberschwaben geblieben, wie wir sie auch nach unserer Kenntnis des Alt- u. Mittelhochdeutschen als das prius ansehen dürfen; weiter nördlich erscheinen sie in Diphthonge verwandelt und zwar in den östlichen u. westlichen Gegenden [S. 31] in verschiedener Weise. Wir wissen zufällig, daß die im W. gebräuchliche Diphthongierung schon um u. vor 1500 üblich war; über die östliche ist uns noch nichts derart bekannt. Nun finden wir aber, daß die Grenze der beide Diphthonge im Wesentl., zum Theil sogar genau gleich läuft mit der alten Diöcesangrenze zwischen Constanz u. Augsburg; das sagt aus, daß jene Verschiedenheit schon alt sein muß, denn seit unseren Jhh. hat ja doch jene Bisthumsgrenze jede politische u. Verkehrsbedeutung verloren. Es sind nun zwei Möglichkeiten: entweder die Abgrenzung der Bisthümer ist nach einer schon vorhandenen ethnogr. Differenz innerhalb des Schwäbischen erfolgt, dann kann sie von sich aus wiederum zur Befestigung jenes Unterschiedes beigetragen haben; oder aber: jener Sprachunterschied ist geworden, nachdem die Bisthumsgrenze schon vorhanden war, d. h. die beiden verschiedenen Diphthongierungen sind im O. u. W. je für sich entstanden und haben dann

bei ihrer Ausbreitung an der vorhandenen Grenze Widerstand gefunden, weil hier eben wenig Verkehr stattfand. Möglich ist beides, vielleicht die zweite Annahme die wahrscheinlichere.

Es ist sehr verlockend, auch noch eine zweite kirchl. Grenze im jetzigen Dialekt widerfinden zu wollen. Der mhd. Diphthong ei hat im jetzigen Schwäbischen zwei Gestalten, davon eine, ihrem Lautcharakter nach gewiss erst aus [S. 32] der andern hervorgegangen, schon um 1460 vorhanden war; die Grenze beider fällt so ziemlich mit der zwischen den beiden Constanzer Archidiakonaten Schwarzwald und Alb zusammen. Es läßt sich freilich diese Instanz kaum ohne eine gewisse Schüchternheit vorbringen; sollte eine Grenze zwischen zwei Archidiakonaten, die wir der Größe nach etwa mit einer unserer Generalsuperintendenturen vergleichen können, genügt haben, das Fortschreiten einer Spracherscheinung aufzuhalten? Wir müßten da fast eher zu der Ansicht gelangen, jene Sprachdifferenzierung sei bei der Bildung der kirchl. Grenze schon vorh. gewesen, beruhe auf alter ethnogr. Verschiedenheit. Wir können das vorerst nicht entscheiden; in solchen kleineren Verhältnissen hat schließlich auch der Zufall sein Recht.

Wir können aber auch unsere Sprachgrenzen in einer Weise zusammenfallen sehen, die den Zufall ausschließt. So finden wir im N. des schwäb. Gebietes, einmal im NW., im nördl. württ. Schwarzwald, und zum andernmal im NO., namentlich im Ellwangischen; zwischen beiden Enden laufen jene Grenzen auch durch, aber sie sind etwas mehr verwischt und decken sich nicht völlig. Diese Grenzen sind nun aber zugleich die zwischen den alten Herzogthümern Schwaben u. Franken, den schwäbischen Bisthümern Constanz-Augsburg u. den fränkischen Speier-Würzburg. In der Gegend des jetzigen Ludwigsburg hat die Stammes- [S. 33] u. Bisthumsgrenze im 13. Jh. schon geschwankt, und man könnte damit die weniger scharfen u. einheitl. Sprachgrenzen jener Gegend in Zus.hang bringen wollen. Auch die frühe Zugehörigkeit jener schwäb.-fränk. Grenzgebiete zur Grafschaft Wirtemberg könnte zur Sprachvermischung beigetragen haben, wie andererseits die lange politische u. confessionelle Trennung zwischen Ellwangen u. dem Brandenburgischen die Sprachunterschiede länger erhalten haben könnte. Allein der N. Schwarzwald war [H.F.: oder wurde] schon im 14. Jh. wirtemb., u. doch ist dort ein Dorf, durch das die alte Herzogthumsgrenze hindurch geht u. dessen beide Theile, nur durch den Bach getrennt, noch jetzt in mehreren Punkten ganz verschieden sprechen — Also: die alte Herzogthumsgrenze hat sich in der Mundart zum Theil noch sehr schön

erhalten. Damit ist freilich noch nichts ganz Unzweideutiges gesagt. Die jetzigen Sprachunterschiede können uralt sein — den Muth, sie dafür zu erklären, müßen wir in der That haben, sowie wir dieselben als specif. schwäb. u. specif. fränk. charakterisieren u. an ihnen die Nationalität erkennen wollen —, sie könnten aber auch später entstanden sein, zu einer Zeit, als die Stammesgrenzen auch schon sehr fest waren [H.F.: also ein Überschreiten derselben seltener vorkam], das führt einmal jedenfalls vor die Reformation, welche die Bisthumsgrenzen vernichtet [S. 34] hat — aber über jene Zeit zurück sind wir ja schon mehrmals gewiesen worden; eher noch in die Zeiten vor dem Ende der Hohenstaufen, mit deren letztem das Herzogthum Schwaben 1268 erloschen ist.

Es müßen, wie wir sahen, manche unserer jetzigen Spracherscheidungen ein sehr ehrwürdiges Alter haben; das ist ein Ergebnis, dem jede neue Betrachtung noch weitere Stützen beifügt. An einzelnen Punkten sahen wir, daß sich ethnographische Schlüße ergaben, die aber, soweit politischer Natur, nicht zu völliger Gewißheit zu bringen waren. Wüßten wir, wie weit in der Zeit unsere heutigen Spracherscheidungen zurückreichen, so hätten wir das Mittel in der Hand, Genaueres darüber zu sagen. Und nun wird es unsere zweite Aufgabe, nach der sicheren Constatierung des Jetzigen, sein, das Jetzige soweit als möglich zurück zu verfolgen, alle Denkmäler, die mit Sicherheit einer bestimmten Gegend und einer bestimmten Zeit angehören, auf ihren Sprachstand zu prüfen u. diese mit dem jetzigen zu vergleichen. Es ist das eine weitumfassende, schwierige und wohl nicht immer fruchtragende Arbeit, da der Dialekt des Schreibers durch die Tendenz schriftgemäß zu schreiben, oft sehr bedeutend überwuchert sein kann. Ein Glück für uns, daß die ältere Zeit keine amtlichen Regelbücher und keine [S. 35] moderne Schulbildung beseßen hat; denn so ist doch in den zahllosen Aktenstücken u. dgl. öfters etwas rein mundartliches ohne u. gegen den Willen der Schreiber durchgesickert. Am besten dienen uns jene zum Glück nicht ganz seltenen Fälle, wo der minder kundige Schreiber nach der Analogie seiner Mundart unrichtig schriftdeutsch geschrieben hat; und indirekte Zeugnisse helfen öfters auch nach, wie die unschätzbaren Angaben über die solöcistische Aussprache des Latein, die in Schwaben um 1500 herrschte, uns das damalige Schwäbisch in ein paar Hauptpunkten mit dem heutigen völlig identisch zeigen.

Eine solche Arbeit kann nicht einer für ganz Deutschland unternehmen. Gut wär's freilich, wenn nach einem einheitlichen Plane das ganze deutsche Gebiet mit Rücksicht auf seine jetzigen Mda. schon kartogra-

phisch behandelt wäre, es wird in dieser Bez. von dem Erscheinen des neuen Wenkerischen Unternehmens viel zu erwarten sein. Aber [H.F.: für die Arbeit] auf jedem einzelnen Sprachgebiete ist gute und allseitige Kenntnis des lebenden Dialekts das Haupterfordernis; ohne diese wird man manche nicht so an der Oberfläche zu Tag tretenden Erscheinungen schriftl. Denkmäler nie völlig zu verstehen im Stande sein. [S. 36] Wir können noch nicht absehen, wieweit wir mit solchen Forschungen gelangen werden, u. es wird auch an negativen Ergebnissen nicht fehlen; aber wenn schon aus wenigen Einzelheiten, mit einem noch nicht ganz vollständigen Material sich aus den Verhältnissen der lebenden Mda. interessante Probleme gewinnen u. Ausblicke auf ethnogr. Resultate hoffen ließen, so darf man das von einer das ganze Feld gewissenhaft abpflügenden u. von der Gegenwart schrittweise in die Vorzeit zurückgehenden Arbeit gewiss noch mehr erwarten. Es ist jedenfalls ein neuer Weg, auf dem sich diß u. das hoffen läßt, was man auf den früher betretenen nicht gewonnen hat; und es ist wohl kein Zufall, wenn seit einigen Jahren die Thätigkeit mancher jungen Forscher sich mit Energie und mit Glück auf das Studium der lebenden Mundarten gerichtet hat. Dieses Studium ist uns keine müßige Spielerei u. kein Gegenstand bloß philologischer, lautstatistischer Mikrologie; denn es soll uns den Weg zu der Erkenntnis unserer Vorzeit bahnen, zu einem Ziele, das man mit gutem Gewissen als ein vaterländisches bezeichnen darf. [S. 37]

Nachträgliche Korekturen:

S. 232 Statt *Wege und Ziele der Dialektforschung* könnte man auch *Über Wege und Ziele der Dialektforschung* als Überschrift nehmen, wie es im handschriftlichen Manuskript von H. Fischer notiert ist.

S. 242 unten: vhm = verhältnismäßig

S. 244 oben: statt *gewöhnt* muss es heißen *gewöhnlich*

S. 245 unteres Drittel: statt *nhd.* muss es heißen *mhd.*

Die Korrekturen verdanken sich Anmerkungen, die Arno Ruoff nach dem Erscheinen des Textes freundlich mitgeteilt hatte.